

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 26 (1958)
Heft: 8

Artikel: Gretchen Mead
Autor: Hiller, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-569414>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gretchen Mead

Von Kurt Hiller

Was immer unter äusserst ernst tuenden und äusserst ernst genommenen 'Scheingrössen des Grenzgebietes zwischen Fachwissenschaft und Geist es heute an Matadoren der Konservativität, des klerikalen oder «existentiellen» Muckertums, des Krypto-Faschismus und der Gegenaufklärung gibt, das versammelt sich zu lieblichem Stelldichein in Rowohlt's Deutscher Enzyklopädie, deren Herausgeber ein ebenso hochgemuter wie (höflich gesprochen) unluzider Professor Ernesto Grassi ist, ein Halbitaliener und Heideggerschüler, der unter Hitler und Mussolini an deutschen und italienischen Universitäten unterrichtet hat und jetzt in München doziert. Es sind ganz gewiss auch sehr ordentliche Bücher, von Physikern vor allem, in dieser Reihe erschienen; sie ersticken aber unter den Nebeln einer als «Tiefe» herumwabernden Rückwärtserei in den kulturwissenschaftlichen und polito-theoretischen Bereichen. Nichts bezeichnet diese Serie so sehr wie der Umstand, dass in ihr die hanebüchene 'Soziologie der Sexualität' des Herrn Helmut Schelsky erscheinen konnte; und während die grossen aufklärenden Sexualforscher und -denker unseres Jahrhunderts von diesem schnörkelräuspernden Dunkelmann entweder bagatellisiert und beonkelt werden (wie Freud), herabgesetzt werden (wie Kinsey) oder als Luft behandelt werden (wie Havelock Ellis, Forel, Benedict Friedlaender, Magnus Hirschfeld, Helene Stöcker, Otto Weininger), erweist sich als so ziemlich der zitierteste Autor in seiner Scharteke die Amerikanerin Margaret Mead.

Diese Dame ist vor 57 Jahren in Philadelphia geboren worden, zählt sich «zu den führenden Anthropologen und Ethnologen der Welt» und ist, es sogleich zu sagen, allerdings um eine kleine Ecke besser als Schelsky. Schlimm genug bleibt sie dennoch.

In der erwähnten Reihe ist unlängst ein Doppelband von ihr: «Mann und Weib» herausgekommen, welcher in Amerika zuerst 1949 erschien; ein einigermassen wüster, ungeordneter Haufen von allerhand Erfahrungen und allerhand Betrachtungen, wenig originellen, vielfach aus dem ältesten Feministen-Mustopf, zweifellos auch manches Neue und trotz Neuheit Zutreffende darunter... das lässt sich selbst in schlechten Büchern von einigem Umfang nur schwer vermeiden. Sie hat die Eingeborenen von Samoa, der Admiralitäts-Inseln, von Neuguinea und Bali besucht, auch Indianer Amerikas, und prunkt nun mit den «Entdeckungen», die sie dort gemacht hat. Ich bin nicht befugt, zu entscheiden, ob es wirklich welche gewesen sind oder bloss Bestätigungen des längst Ermittelten; nur, dass ihre Berichte, soweit ich sie las, sehr wenig anschaulich, sehr unlebendig, sehr langweilig sind und dass sie fast einschläfernd wirken, darf ich behaupten. Ob dies an der Uebersetzung liegt? Ich fürchte, es liegt eher daran, dass der Kahn der grossmächtigen Völkerkundlerin im Kielwasser jener Forscherflottille treibt, die das Wichtige und Entscheidende schon von früheren Fahrten heimgebracht hat.

Wie dem auch sei — Fräulein Professor Mead's Buch wäre im KREIS nicht erwähnenswert, stünden nicht neben so vielem andern auch ein paar Bemerkungen über Homoerotik drin. Erfreulich davon ist nur eine. Auf Seite 105 finden wir:

«Der absolute Mangel an Korrelationen zwischen einem Körperbau, der als hypermaskulin und hyperfeminin betrachtet werden kann, und erfolgreicher Fortpflanzung ist in jeder Gruppe markant. Ein Mann mit höchst männlichen

Kennzeichen hat etwa keine Kinder, während irgendeine bleiche, feminin aussehende Maus von Mann einen ganzen Stall voll zeugt. Die Frau mit grossem Busen und starken Hüften kann steril bleiben oder, wenn sie Kinder gebiert, unfähig sein, sie zu nähren.»

Die Autorin abstrahiert das aus Beobachtungen, die sie bei Primitiven gemacht hat, bei Stämmen, die noch im Steinzeitalter leben, und auch bei erheblich Entwickelteren. Sie beobachtete da ohne Zweifel richtig, und auch ihre Abstraktion ist richtig. Nur, wenn sie tönt, als hielte sie das für neu, lacht der Kenner. Denn schon in den «Transvestiten», 1910 (als Margaret also neun Jahre alt war), hat Magnus Hirschfeld festgestellt: «So wenig alle Homosexuellen effeminiert, so wenig sind alle Effeminierten homosexuell.» Selbstverständlich hatte Hirschfeld mitgemeint: So wenig alle homosexuellen Frauen Mannweiber sind, so wenig sind alle Mannweiber homosexuell. Die Sache gilt für beide Geschlechter; und sehr mit Recht fügte 1911 der Rezensent des Hirschfeldschen Werks in der «Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform» hinzu: «Es scheint mir mithin sehr wahrscheinlich, dass unter den sogenannten tertiären Geschlechtsmerkmalen mindestens die Art der Triebrichtung gar kein Geschlechtsmerkmal ist.» (Hirschfeld hatte sie als eines angeführt . . . darin wohl inkonsequent.) Dass Miss Mead ausspricht, was Hirschfeld und Andere bereits vor einem halben Jahrhundert gewusst und gesagt haben, ist, weil die Menge immer noch Verkehrtes hierüber glaubt, gewiss dankenswert; nur nenne ich das «Mustopf» und vor allem dann, wenn der Name des Entdeckers dieser Zusammenhänge (oder Unzusammenhänge) verschwiegen und die Sache obendrein keineswegs zu lichtvoll dargelegt wird.

Die Stelle bleibt aber massives Gold, vergleicht man sie mit dem Eisenblech auf Seite 163:

«Es ist kein Zufall, dass sich bei den Elitegruppen — der Aristokratie, den Intellektuellen, den Künstlern — aller Kulturen eine Vielfalt unterstützender und ergänzender Praktiken entwickelt hat, um das männliche Begehren anzureizen, seien das nun Perversionen, ständiger Partnerwechsel, Homosexualität oder Dramatisierungen obskurer Tagträume. Sie treten mit erstaunlicher Regelmässigkeit auf, während in den Teilen einer Bevölkerung, wo es weniger Auswahl, weniger Geschmack und weniger verwirrende Ideen gibt, der Beischlaf eine einfachere Angelegenheit bleibt.»

Erstens ein ulkiger Begriff von «Elite»; etwa so, wie der kleine Moritz sich das vorstellt: Herr Baron, Herr Professor, Herr Filmstar. Zweitens: Homosexualität als eine «Praktik», «um das männliche Begehren anzureizen»; wahrhaft schwer, gegenüber solchem Uebermass an Klarheit und Weisheit höflich zu bleiben! Drittens: «Dramatisierung» obskurer Tagträume, wo doch wohl «Realisierung» gemeint ist! (Oder reibt sie sich an Bühnen-, an Filmdichtern?) Und sind Tagträume je un-«obskur»? Das Obskure und Okkulte, nämlich das Dunkle und Verborgene, die Herrschaft des «Es» (Freud) gehört ja in den Begriff des Tagtraums; wovon freilich eine das Geschlechtsleben der Papuas beobachtende Philisterin nichts zu ahnen braucht. Viertens: von der Norm abweichende Triebrichtungen kämen ausschliesslich bei den höchst dekadenten Besitzenden vor, nimmermehr bei den Schlichten, den Armen, den kleinen Bauern, dem Proletariat. Der erste, meines Wissens, der diesen Unsinn ausgesprochen hat, war (1926, in den «Marges», Paris) der Kommunist Barbusse, und er hat mit dieser durch Kenntnisse nicht getrübbten Doktrin leider damals Stalin stark beeinflusst — so dass dieser 1934 den russischen § 175 wiederherstellte, sogar gegen die Zeit vor

Lenin verschärft. (Ich habe vor Jahren, 1946, im KREIS darüber ausführlich geschrieben.) Jeder, der die Dinge als Naturforscher, Arzt, Psycholog, Soziolog, Jurist studiert hat, weiss — seit Generationen — sehr gut, dass gleichgeschlechtliche Neigung als konstitutionell, das heisst als der Natur des betroffenen Menschen tief innewurzelnd, sich bei den sogenannten niederen Volksschichten genau so häufig findet wie in den sogenannten feineren Kreisen und dass eine optische Täuschung einzig insofern zustandekommt, als der Arme, wenig Gebildete sich selber sehr oft viel später erkennt als der Reiche, Gebildetere, weil dem ersten der Eintritt in die Selbsterkenntnis schwerer fällt. Auch dem Kleinstädter im Durchschnitt schwerer als dem Weltstädter. Ein bestimmtes mentales «Klima» erleichtert das Selbstverstehen und das Sich-zu-sich-selbst-bekennen; ein bestimmtes anderes macht es recht schwierig. Hinzukommt, dass der schlichtere Volksteil weniger Zeit zu Subtilerem und zum Verbotenen hat.

Soviel stimmt; aber eben nur soviel. Dass Homosexualität eine Erscheinung sei, die sich im wesentlichen auf degenerierte «Elitegruppen» beschränke, auf sogenannte Aristokratie, Bourgeoisie, Berufler der Hirnbranchen, während der Bauer, kleine Angestellte, Arbeiter, Proletarier «rein» bleibt —: ich möchte den Hut eines Kenners dieser Lebensbezirke sehen, der da nicht hochginge!

In einer spinösen Fussnote der Autorin über Kinsey (Seite 180/81) kommt ein «Entschluss zur Tumuszanz» vor, von dem er spreche. Es gibt aber keine «Tumuszanz», höchstens eine Tumuszanz (Schwellung)! Ein Druckfehler, ein harmloser? Nicht ganz so harmlos! Denn auch zur Tumuszanz gibt es immerhin... keinen «Entschluss»! Ich wette eine Seite Freud gegen tausend Kapitel Mead (so leichtsinnig bin ich), dass von einem «Entschluss zur Tumuszanz» bei Kinsey nirgends die Rede ist. Blödsinn findet sich bei Kinsey nämlich nicht. Er dürfte vom Entschluss zur Detumuszanz gesprochen haben, zu einem Akt der Entladung, der Abschwellen bewirkt. Irre ich nicht, so war Iwan Bloch der erste, der den Sexualtrieb in Trieb zur «Kontrektation» und zur «Detumuszanz» zerlegt hat (Anschmiegen und Entladen); Hirschfeld jedenfalls hat den Gedanken übernommen, Kinsey vermutlich auch. Die Tumuszanz ist nicht etwas, was zum Inhalt oder Ziel eines Triebes werden kann; sie ist Merkmal des Triebes; sie ist, je nach Weltanschauung, ein Segen oder ein Verhängnis; sie überkommt, überfällt den Menschen. Ist sie da, so entsteht in der Natur des Betroffenen der (möglicherweise unbewusste) Wille zur Detumuszanz. Gretchen weiss das offenbar nicht. In der gleichen Fussnote geht die Rede von der «Beziehung zwischen dem Mann und seinen Impulsen». Ist das noch Feuilletonismus? Ich neige der Meinung zu, dass es Dilettantismus ist, nein, eindeutige Stümperei. Nicht notwendig der Miss Mead; aber dann ihrer ahnungsarmen «enzyklopädischen» Betreuer. Es mag an der schaurigen Uebersetzung liegen.

Den Gipfel der Ahnungslosigkeit betritt aber die Anthropologin in Person, auf Seite 178. Dort versichert sie uns, dass «der Wunsch des Mannes nach Kindern erlernt» sei, dass «dieses besondere Stück des Lernens eines der grundlegendsten für die Erhaltung der menschlichen Gesellschaft» sei und dass «der Mann, der keine Kinder wünscht», «sich als anomal und abwegig empfinden» werde. «Er kann seinen Lerndefekt als Inversion abstempeln und homosexuell werden», er könne ebensogut in ein Kloster, in ein abgeschlossenes College oder in die Armee gehen. Er sei «verwundbar, weil er etwas von dem nicht gelernt hat, was die meisten andern Männer seiner Klasse, seiner Intelligenzstufe und seines Sensibilitätstypus gelernt haben.»

Diese Dame unterbreitet ihren Hörer- und Leserschaften also ernsthaft, dass

der homosexuelle Mann nicht etwa, weil sein ihm konstitutionell einwurzelnder Trieb aufs gleiche Geschlecht gehe, keinen Wert auf Fortpflanzung lege, sondern vielmehr deshalb, weil er das Sich-Kinder-wünschen nicht gelernt, weil er in der Schule des Lebens eine wichtige Lektion versäumt habe. Nur, weil er zu faul zur Fortpflanzung sei, bediene er sich der Homosexualität als Ausrede. Gleichgeschlechtlichkeit sei kein Merkmal einer Veranlagung, bewahre, sondern Wissenslücke, Lern-Unlust, Bequemlichkeit, Mangel an gutem Willen.

Ein abtrünniger Schüler Freud's, der mit Recht nahezu vergessene Arzt Alfred Adler, hat vor rund vierzig Jahren ähnlich Albernes gelehrt; ist das eine Entschuldigung? (Uebrigens zitiert sie ihn keineswegs.) Sie hat von einem Teil der Dinge, über die sie schreibt, nämlich gerade diesem, nicht die Bohne einer Ahnung; aber mit der Apodixis einer Weltautorität rationalisiert sie die Regung der beleidigten Leberwurst, die in ihr lodert, weil eine gerade in USA offenbar recht verbreitete Abart Mann sich nichts aus ihrem Geschlechte macht. Wer Gretchen prinzipiell (weil konstitutionell) nicht liebt, kann unter gar keinen Umständen ein Faust und nichtmal ein Durchschnittsmensch, sondern muss ein stinkend fauler Teufel sein, ein Nichtlerner, Nichtskönnner und Tunichtgut, der sich niederträchtigerweise der Zeugepflicht entzieht; ein mauvais sujet. Wie Friedrich der Grosse und Stefan George, Kaiser Hadrian und Michelangelo.

Ich frage mich, ob, wem es freisteht, eine Katze eine Katze zu nennen und sogar einen Hund einen Hund, des Rechtes entkleidet werden müsse, eine Pute als Pute zu buchen.

GOETHE:

Wir haben das unabweichliche, täglich zu erneuernde, grundernstliche Bestreben: das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginierten, Vernünftigen möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen.

Jeder prüfe sich, und er wird finden, dass dies viel schwerer ist, als man denken möchte; denn leider sind dem Menschen die Worte gewöhnliche Surrogate: er denkt und weiss es meistens besser, als er sich ausspricht.

WINCKELMANN:

Ich weiss, was Schreiben für ein schweres Werk ist, und Roscommon hat nach meiner Meinung recht, wenn er sagt: In allen Dingen, in welchen das menschliche Geschlecht sich hervorgetan hat, ist das grösste Meisterstück der Natur, gut zu schreiben.

LICHTENBERG:

Der Gedanke, dass es so ausserordentlich leicht ist, schlecht zu schreiben, hat mich oft beschäftigt. Ich meine nicht, dass es leicht sei, etwas Schlechtes zu schreiben, das man selbst für schlecht hielte, nein!, sondern dass es so leicht ist, etwas Schlechtes zu schreiben, das man für sehr schön hält. Hierin liegt das Demütigende.